

# Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

## Kapitel 12: Der Liebhaber gegen den Willen

In der Schule ging es sogar noch leidlich besser, als ich erwartet hatte. Alles lief im gewöhnlichen Geleise. Der Lehrer tat, als ob er meine Anwesenheit gar nicht bemerkte, wenn es mir auch manchmal vorkam, wie wenn er seine Blicke in einem Bogen über mich hinwegnähme. «Man muss nur nie Angst haben, wenn man etwas angestellt hat», belehrte mich Schors Schwengeler oft auf dem Heimwege. «Die grossen Leute vergessen alles bald wieder, halt weil sie anderes zu studieren haben. Und eine Dummheit wäre es vom Lehrer eineweg gewesen, diesen Brei noch einmal aufzurühren.»

Ich hätte mich nicht sehr verwundert, wenn mir Margritte Stamm schon in der ersten Woche ihr Aufsatzheft wieder zum Verbessern herübergeschickt hätte. Aber den Gefallen tat sie mir nun freilich nicht. Ich konnte mich vielmehr bei jeder Gelegenheit überzeugen, dass ich ihr kleines Wohlwollen gründlich verscherzt hatte. Sie war imstande, einen grossen Umweg zu machen und nebenaus zu sehen, wenn sie auf der Strasse an mir vorbei musste. Das ärgerte und quälte mich um so tiefer, als ich es leider vorläufig nicht fertig brachte, ihr jemals länger als für ein paar Minuten böse zu sein.

Und nun berichtete mir Schors Schwengeler einmal auf dem Heimweg von der Schule, Margritte habe während der Pause zu ihm gesagt, ihretwegen könne ich meinem Schatz, dem Stürler-Mineli flattieren bis auf tausend, für so einen Buchstabenzettel gäbe sie nicht einmal zwei Rappen.

Es war ja nichts Neues, dass man grössere Knaben hin und wieder mit einem Schatz neckte. Aber dass ich jetzt mit Mina Stürler zusammen genannt werden sollte, und dass ausgerechnet Margritte diesen Unsinn aufbrachte, das war doch zu viel!

Wegen Mineli selber hätte ich mir ja am Ende nicht so viel aus der Nachrede gemacht. Es fiel da etwas anderes ins Gewicht: Der Spengler Stürler war ohne Frage der am wenigsten geachtete Mann im Dorfe. Nicht zumeist deshalb, weil er sich nicht schämte, mit gesunden Gliedern in der Burdi zu wohnen und sich und die Familie von seiner bienenfleissigen Frau ernähren zu lassen. Nein, was man ihm auf der Steig noch weniger verzeihen konnte, das war seine Gepflogenheit, beinahe alle ihm zur Verfügung stehende Zeit dem Schlaf zu widmen. Er hatte sich während seiner Wanderschaft irgendwo in der innern Schweiz bei einem Spengler eingeheiratet, war aber mit seinen Geschäften nicht weit gekommen und bald an die Armenpflege gelangt. Er behauptete, man habe ihn wegen der Religion schief angesehen und ihm den Verdienst entzogen; doch liess man ihn bei mancher Gelegenheit merken, dass der Schaden wohl eher an seiner faulen Haut als am reformierten Glauben gelegen habe. Da er sonst zu keinerlei Beschäftigung Lust zeigte, hatte man ihm in Steig den Nachtwächterposten zugehalten, der zwar jährlich kaum mehr als zweihundert Franken eintrug, der ihm aber dafür reichlich Gelegenheit zur Ausübung seines Lieblingsberufes bot. Denn wenn er den Tag wohlberechtigterweise im Bett zubrachte, um sich für den Dienst frisch zu erhalten, schlief er nachts neben der brennenden Laterne auf der Ofenbank. Im ganzen hatte niemand gegen diese Art von Pflichtausübung etwas einzuwenden; wenn nur dem Gesetze Genüge geschah. Im Gegenteil: Für die seltenen Fälle, dass er doch hie und da einmal im Dorfe herumstrich, hatten sich die meisten Bauern im Unterdorf Hofhunde angeschafft.

Ich war nun wirklich sehr zornig auf Margritte und erklärte gerade heraus, dass ich den ersten, der mir dem Nachtwächter seine Vorhalte, braun und blau schlagen werde.

Eines Abends beim Zunachten, als ich in der Scheune mit dem Heublumensieb hantierte, wie mir der Zeigerhaniss das vorgezeigt hatte, stand unversehens Mina Stürler neben mir und hielt mir die halbe Schürze voll der prächtigsten gelben Gartenbirnen hin. «Da, nimm so viel du willst,» flüsterte sie in vertraulich-zutunlichem Tone. «Weisst du, die Buchstaben haben mich halt doch gefreut! Wenn ich wieder welche hätte, bekäme sie kein Mensch zu sehen, gewiss nicht!»

«Behalte du dein Obst für dich!», wollte ich ihr grob entgegnen. Aber die Birnen dufteten so herrlich, dass mir der Mund darnach wässerte. Birnen um diese Jahreszeit! Ich hatte schon mehr als einen Monat keine mehr gesehen.

Nun hielt ich schon eine der grossen gelben Früchte in der Hand und drückte mit dem Daumen kleine Vertiefungen in das butterweiche Fleisch. «Die sind aber schön», sagte ich.

«Und gut!», ergänzte Mineli schnell. «Da! Probier einmal!» Sie hielt mir eine an den Mund, ich biss hinein – ei, wie süss und saftig! Nun legte ich mein Sieb hin und füllte Säcke und Taschen, ich hörte nicht auf mit Einstecken, bis die letzte Birne aus ihrer Schürze verschwunden war und sie diese niederfallen lassen konnte.

«So – nun danke ich aber.» Meine Lippen brachten diese Worte widerwillig heraus, aber gesagt mussten sie wohl doch sein.

«O, wir haben noch eine halbe Zeine voll daheim im Keller», flüsterte sie. «Darf ich dir wieder einmal welche bringen?»

Die Birnen schmeckten wirklich wunderbar. «Warum denn nicht, wenn du magst? Ich bin jeden Abend um diese Zeit in der Scheune.» «Also, gute Nacht!»

Sie war weg. Und ich ass Birnen, eine nach der andern und würgte schwere Selbstvorwürfe mit hinunter. Einfach, ich hätte die Birnen nicht annehmen sollen! Wenn das Margritte wüsste! Eh – wer wird ihr denn so etwas sagen? Und die Birnen sind nun einmal zum Essen da! Was konnte ich dafür, wenn mir jemand eine Schürze voll anbot? Ich hatte ja gar nicht darum gebettelt!

Von nun an bekam ich jeden Abend eine kleine Anzahl der herrlichen Früchte geschenkt. Ich brachte es je länger je weniger fertig, sie zurückzuweisen, ja ich betrachtete es als etwas Selbstverständliches, dass mir Mina nach und nach den ganzen Vorrat herüberbrachte. Wenn sie nicht gleich zur gewohnten Zeit da war, trat ich alle Augenblicke unters Scheuentörchen, um nach ihr auszuschauen.

«So – das sind nun die letzten», sagte sie eines Abends betrübt.

«Jetzt musst du halt schon warten, bis wieder andere gewachsen sind.»

Ich steckte die Birnen in die Tasche. «Macht nichts; sie wären nun doch bald schadhaf geworden.»

Da redete sie tapfer und unvermittelt auf mich ein: «Du, Gideon, würdest du mir nicht die zwei Buchstaben noch einmal machen?»

Ich erschrak ein wenig. Nein, daraus konnte nie etwas werden, das war klar und abgemacht, schon bevor sie mit Reden fertig war.

«Wo denkst du hin!», sagte ich fast entrüstet. «Hast du denn nicht selber gehört, wie der Lehrer geschimpft hat?»

«Der würde es nie erfahren!» Sie war sehr hartnäckig. «Kein Mensch würde es erfahren!» Der seltsame Schimmer von Verschlagenheit kam für eine Sekunde lang in ihre Augen.

«Ich will aber jetzt keine Buchstaben mehr machen. Fertig!», sagte ich unfreundlich. «Weil ich ja doch kein Maler werden kann», setzte ich etwas begütigend hinzu.

Ich kam mir recht grob und undankbar vor. Aber die Birnen waren nun alle. Und wenn Mina, wie ich fest überzeugt war, nicht eine einzige davon gegessen hatte, so war das ihre Sache. Da bemerkte ich, dass sie Tränen in den Augen hatte. Sie tat mir leid. Um sie doch für heute ein wenig zu trösten, sagte ich herablassend, indem ich grossartig mit den Achseln zuckte: «Wir wollen dann sehen. Während der Alltagsschule wag' ich's nicht. Aber später geht's den Lehrer dann nicht mehr viel an.»

«Wenn's nur bis zum Sommer sein könnte!», sagte Mina schnell. Sie trat dicht zu mir heran und flüsterte mir ins Ohr: «Weisst, wir ziehen wahrscheinlich nach dem Heuet von hier fort. Dann hätte ich doch ein Andenken.»

Ich tat ein wenig verwundert. «Ihr – fortziehen? Warum nicht gar!» «Ganz gewiss! Der Vater hat im Sinn, eine Spenglerei zu kaufen.» «Das hat er aber doch immer im Sinn gehabt.» Meine Worte hatten einen spöttischen Beigeschmack.

«Jetzt ist's ganz sicher!» behauptete sie unbeirrt. «Er hat sogar schon etwas gekauft! Im Schaffhauserbiet. Er muss nur noch einen Bürgen haben. Weisst, die Luise bringt jetzt schon schöne Zahltaghe heim und es geht nicht lang, so kann ich auch etwas verdienen. Da wird es schon gehen, sagt die Mutter.» «Gut. Also. Dann kann man ja sehen.»

«Aber niemanden etwas sagen, gelt?» «Fällt mir doch nicht ein.»

Sie war kaum recht weg, als Schors Schwengeler zu mir in die Scheune trat. «Hast du Damenbesuch gehabt?», fragte er pffiffig. In meiner kleinen Verlegenheit wusste ich nichts Gescheiteres zu tun, als ihm eine meiner Birnen hinzuhalten. «Probier' einmal! Derlei Sachen darf man doch nicht abschlagen.» Er nahm die Frucht und zwinkerte schlau mit den Augen. «Du kriegst Birnen und der Adam hat einen Apfel bekommen.»

Ich verstand nicht, was er damit meinte. «Das hat doch nichts mit dem Adam zu tun.»

Er lachte überlegen und zwinkerte mit den Augen. «Meinst du, ich sei noch ein Abc-Joggel? Meinst du, ich habe das Mineli nur dieses einzige Mal aus der Scheune kommen sehen?»

«Hä – wenn sie mir gern Birnen bringt, so kann das andern Leuten gleichgültig sein.»

Er änderte seinen Ton. «Hast du noch mehr davon?», fragte er. Ich gab ihm die zwei, die ich noch besass. «Das sind die letzten. Halt die allerletzten, leider!» Er biss eine an und kostete mit Kennermiene, indem er nach der Garbendiele hinauf sah. «Das sind späte Schmalzbirnen», stellte er bestimmt fest. «Solche wachsen nirgends als in Präsident Stamms Garten.» Er machte wieder ein pffiffiges Gesicht.

«Die Hauptsache ist, dass sie gut sind», warf ich etwas verlegen ein. «Zweimal gestohlen ist besser als gekauft», lachte er. «Das nächste Mal kann ich aber die Schmalzbirnen dann auch finden, wenn ich schon nicht Nachtwächter bin.» Er klopfte mir auf die Schulter. «Und wenn ich jetzt sagen würde, dass etwas mit dir und dem Mineli los sei, so würdest du mich nicht braun und blau schlagen, hä?»

«Ei, so glaub doch, was du magst!» Damit wandte ich mich ungehalten von ihm weg und ging nach dem Schopf hinüber.

Am Morgen auf dem Schulweg wusste Schors zu berichten, dass es nebenan bei Stürlers eine grosse Schlacht wegen den Birnen abgesetzt habe. Der Stürler habe diese natürlich alle selber fressen wollen. Er habe das Mineli fest verzaust, obschon es ums Teufels nichts habe gelten lassen.

Es entging mir in der Schule nicht, dass Mina ein verweintes Gesicht hatte. Doch versuchte sie zu lächeln, als sich unsere Blicke begegneten. In diesem Augenblick empfand ich zum ersten Male etwas wie leise Zuneigung zu ihr, ihre Nachbarin kam mir neben ihr ein wenig stolz vor. Während der Pause bemerkte ich, wie Schors sich mit Margritte unterhielt. Nach der Schule sagte diese boshaft zu mir: «Gideon, sind die Schmalzbirnen gut?»

«Geht mich nichts an!», gab ich grob zurück. Gleich nachher konnte ich hören, wie der Stocker-Jaköbli sich aus irgend einem mir nicht bekannten Grund mit Mina Stürler zankte und dem Mädchen den Übernamen «Flutterhex» nachrief. Da lief ich ohne weiteres hin und hieb dem Jaköbli eine saftige Ohrfeige herunter.

Von da an gab es fast jeden Tag Neckereien wegen Mina. Schors Schwengeler riet mir, einfach zu tun, als ob ich nichts höre, dann verleide es den andern von selbst, und ich befolgte seinen Rat, so gut es ging. Ihr selber ging ich zwar gelegentlich aus dem Wege, brachte es aber doch nicht über mich, unfreundlich gegen sie zu sein. Ich hatte auch gar nichts dagegen, dass sie manchmal abends herüberkam und mir beim Einstampfen der Runkelrüben half. Denn das Stampfmesser war ziemlich schwer und die Arbeit etwas eintönig. Mina setzte es immer durch, dass wir die schönen gelben und roten Rüben im Stampfkasten in eine Reihe legten und eine nach der anderen zuerst «töteten», das heisst mit besonders wuchtigen Streichen des S-förmigen Messers in mehrere Teile spalteten. «So müssen doch die letzten nicht zuschauen und Angst ausstehen, während man die andern zu Kurzfutter zermahlt», belehrte sie mich; und wenn ich auch von oben herab behauptete, dass das ein Unsinn sei, indem ja die Runkelrüben weder Augen hätten, noch irgend etwas von sich selber wüssten, liess ich sie doch gern in ihrem Eigensinn gewähren. Denn wenn ich ihr den Willen nicht tat, setzte sie den Steckkopf auf und half nicht weiter mit.

Einmal, während unsere Hände in schöner Eintracht dicht aneinander geschmiegt den klebrigen Stiel des Stampfmessers führten, gab sie mir einen seltsamen, ganz vertraulichen Blick, der aus einem kleinen Lächeln herauskam. Wir hielten unwillkürlich mit der Arbeit inne, sie schlug die Augen nieder. «Jetzt hast du es mir aber angesehen...», sagte sie leise und wurde ein wenig rot. «Hä – was denn?»

«Du weisst es schon.» «Nein, ich weiss es nicht.» «Komm, schaffen wir wieder!» Das Messer klapperte seinen einförmigen Takt. Sie blickte nebenaus und schien über etwas nachzudenken. «Warum hast du mir denn die Buchstaben verehrt?», fragte sie jetzt, ohne mich anzusehen.

«Ach –, so sag doch nie mehr etwas von dem! Das war so ein dummer Jux von mir!», log und schimpfte ich mich aus meiner Verlegenheit heraus.

Sie biss sich ein wenig auf die Lippen, machte dann ein gleichgültiges Gesicht und schaffte scheinbar gelassen weiter. Plötzlich lösten sich ihre Hände vom Geräte los, sie wandte sich ab und lief ohne ein Wort zu sagen hinweg. Immer wieder musste ich an ihren sonderbaren, sehr lieben Blick denken. Ich hatte das Gefühl, ihr Unrecht getan zu haben und nahm mir vor, in Zukunft etwas freundlicher zu sein.

## Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

### **Kapitel 13: Der Güterbub**

Während der nächsten Wochen konnte ich mich ohne Mühe überzeugen, dass mein stark gesunkenes Ansehen bei den Mitschülern nicht so leicht wieder in die Höhe zu bringen war, besonders da der Lehrer mich sozusagen als erledigt betrachtete und mich beim Fragenstellen beharrlich überging. Sogar Mina Stürler schien sich plötzlich nichts mehr aus mir zu machen, sie liess sich nicht ein einziges Mal mehr herbei, mir beim Rübenstampfen behilflich zu sein.

Daneben hatte ich reichlich Gelegenheit, mich darüber zu ärgern, dass Margritte Stamm jetzt ohne weiteres als Kinspergers Schatz galt, und dass sie Anspielungen hierauf nicht einmal übel zu nehmen schien. Zwar schrieb ich in mein Notizbüchlein, ich möge dem Kinsperger so eine Stolze und Hoffärtige von Herzen gönnen, sie sei ja nicht einmal besonders hübsch. Denn das hatte ich mir in der letzten Zeit krampfhaft einzureden versucht, allerdings nicht mit dem gewünschten Erfolg.

Unbewusst zog ich mich nach und nach doch ein wenig auf mich selber und auf meine neue Umgebung zurück. Ich schloss unter anderem einen kleinen Freundschaftsbund mit dem Kälbchen Muckerli, das seinerseits meine Zuneigung offensichtlich und rückhaltlos erwiderte. Sobald ich in den Stall trat, stellte es seine Versuche im Widerkäuen ohne weiteres ein. Es stand auf, sträusste die Ohren nach mir hin und liess nicht nach mit Blöken und Drängen, bis es mich in seiner Nähe hatte. Damit war es aber noch nicht zufrieden, sein aufgeregtes Wesen fand erst dann gewissermassen einen Ruhepunkt, wenn es ihm gelungen war, einige meiner Finger ins Maul zu bekommen. Da lullte und lutschte es nun mit einer Selbstvergessenheit und Hingabe, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

«Das ist nichts als seine Natur», belehrte mich der Haniss. «Das Kälbchen hat Verstand und weiss, dass die rechte Milchquelle nicht der hölzerne Kübel ist.»

Wenn es nicht gar zu kalt war, durfte ich Muckerli etwa in der Mittagsstunde auf des Nachbars Hofraum spazieren führen, wobei ich mich mit meinem Meister ehrlich in die kleine Schadenfreude teilte, wenn der Steinli-Nöggel mir mit ingrimmigem Gesicht hinterm Schopftörchen oder vom Küchenfenster aus zusah. «Eh Muckerli! Bis artig, Muckerli!», sagte ich und ärgerte mich nicht im geringsten über Steinlis verbissene Schimpfworte, die zum Teil meinem Meister, zum andern Teil dem Kälbchen galten, dessen baldiges Ableben sein innigster und ohne Umschweife ausgesprochener Wunsch war.

Auf solche und ähnliche Weise vermochte ich dem mir angeborenen Trieb, irgendwie und irgendwem in der Welt etwas zu bedeuten, einigermassen Luft zu schaffen. Und während ich in der Schule nach wie vor hart unten durch musste, war ich daheim umso williger und eifriger dabei, wenn mich der Zeigerhaniss mit beschaulicher Gründlichkeit zu allerlei Handtierungen, insbesondere zu seinem Gehilfen im Stalldienst abrichtete. Ich bildete mir nicht wenig ein, wenn ich am Sonntagmorgen die drei Kühe Laubi, Schäggi und Hörni blankgeputzt über die Strasse an den Brunnen führen durfte. Und als mir der Meister auf Zusehen hin sogar die beiden Rinder Müsli und Spiegel anvertraute, da meinte ich, das ganze Dorf müsse zusammenlaufen und zusehen, wie leicht ich mit den muntern und ausgelassenen Tieren fertig wurde. «Das bedeutet goppel beim Haniss eine Änderung vor dem Tod», sagte der Schuhmacher Napf einmal am Brunnen zum Steinli-Nöggel. «Der hat noch nie einem Dienstbuben ein Stücklein Vieh in die Hände gegeben, immer meint er, es könnte eine Kuh oder ein Öchsli ungerechterweise ein böses Wort bekommen.» Und eines Tages wusste Frieda zu berichten, der Armenpfleger Stocker habe geäussert, er hätte gar nicht geglaubt, dass der Kaibenschlingel noch so anständig wäre, weil er doch aus dem Oberdorf stamme.

Auf dieses letztere sagte der Zeigerhaniss eine gute Weile nichts. Ich glaubte, er habe das Wort kaum beachtet und denke an etwas anderes, als er mit ziemlicher Gereiztheit herausfuhr: «Die Untern glauben immer, sie hätten den Begriff allein gefressen! Wie wenn das weiss Gott was für eine Kunst wäre, einen Hof zu erben oder zu erweiben!»

Das widerwillige Lob aus dem Munde des Pflegers freute mich heimlich doch, besonders da es gerade Frieda hatte hören können. Denn diese pflegte mich wegen der kleinsten Ungeschicklichkeit aufzuziehen. Bei jeder Arbeit gab ich mir doppelt Mühe, wenn ich sie in der Nähe wusste. Ich werde ein schöner Ackerbub sein, sagte sie oft; ich wisse ja nicht einmal, ob man das Vieh vorn oder hinten am Pflug einspannen müsse.

Indes nahm ich ihr die Neckereien nie im geringsten übel, im Gegenteil, ich freute mich heimlich, wenn sie sich mit mir abgab. Das Lachen stand ihr so gut, dass ich immer bei mir denken musste, so ein hübsches Mädchen werde mir später wohl nie mehr begegnen. Beim Zeigerhaniss hatte ich einen besonderen Stein im Brett, weil ich, wie er sich ausdrückte, das Vieh nicht verachtete. «Wenn einer das Vieh verachtet, ist selten etwas mit ihm los», behauptete er. «Ein Stall ist keine Fabrik! Ja, wenn die Tiere keine Augen hätten, dann wäre es etwas anderes.» Wenn ich der mittleren Kuh, dem Schäggi, unterm Kinnbacken kraute, wobei sie den Hals lang ausstreckte und mir das Maul zutunlich auf die Schulter legte, oder wenn ich dem Kälbchen Muckerli, das inzwischen seinen schmalen Platz an der Krippe bekommen hatte, jeden Abend ein Häufchen besonders zarten Futters für den kommenden Tag zurüstete, sagte er manchmal zu mir: «Bub, wenn du so fortmachst, kommen wir zwei miteinander aus. Und es steht nirgends geschrieben, dass aus dir nicht noch ein richtiger Bauer werden kann. Der Johann Strecker ist auch als Knechtlein mit drei Franken im Sack nach Dreihäusern hinauf gekommen, jetzt hat er das zweit-schönste Gütlein oben, er will es in zwei Jahren auf acht Kühe bringen.»

Hin und wieder kam er dann einmal ins Plaudern und Erzählen. «Ja, ja, auf den Höfen ist halt das Land besser zu kaufen, als da unten im Dorfbann, ich hätte es an so einem Ort auch weiter gebracht. Aber einer von uns drei Brüdern hat doch dieses Heimetli übernehmen müssen, sonst wäre es ja in fremde Hände gekommen. Was meinst du, wenn ich jetzt da am Haus vorbei müsste wie ein Hund, den man verkauft hat, und den sein alter Meister, wenn er zu ihm zurück will, mit der Viehpeitsche vom Hofe jagt? Und das Land? Meinst du, ein Acker sei einfach ein Acker? Meinst du, es können einem beim Schaffen nicht auch allerlei Gedanken kommen, wenn man weiss, dass schon Vater und Grossvater auf dem gleichen Boden gekarstet, gesät und an ihrem Leben herumstudiert haben? Wart nur, bis es einmal aper ist und ich dir mein Land zeigen kann! Und das Holz im Helligel! Du weisst jetzt noch nicht, was Holz ist. Ja du wirst dich noch verwundern! Wenn ich schon ein Oberdörfli bin, meinen Teil an der Welt hab' ich doch. Zum Beispiel, ich sage bloss von der hintern Weid! Das sind anderthalb Jucharten, nicht ein einziger Schuh uneben, für Frucht gibt es gar keine bessere Lage. Und dann die obere und die untere Breite, die Talerwiese und der Heimenacker! Auf den Heimenacker hab' ich einundzwanzig Jahre passen müssen. Einundzwanzig Jahre sind nicht lang; weisst, wenn man etwas will,

muss man Geduld haben. Das ist wahr, mit den Häusern sind wir im Oberdorf nicht ganz auf der Höhe. Aber was das Land angeht, da kaufen uns die untern den Rebidaz nicht ab! Und den Begriff haben wir so gut wie sie. Weissst, den Begriff meine ich halt. Es kann sich einer lang auskennen in allen Fruchtsorten, er kann dem Boden auf eine Stunde weit ansehen, ob er besser für Weizen oder für Erdäpfel taugt, darauf kommt es nicht an.»

An solchen Abenden fühlte ich mich etwas mehr als sonst, obschon ich nicht alles von dem verstand, was er sagte. Ich fing an, ordentlich auf dem Gedanken auszuruhen, dass es nun bald auf das Examen und auf den Frühling gehe, wo dann für mich alles ein neues Gesicht annehmen musste. Denn ausser meinem Meister hatte mir dann fast niemand mehr etwas zu befehlen. Und wenn ich noch etwas weiter dachte – es war ja nur um drei, vier Jährchen zu tun, dann war ich ganz mein eigener Herr und konnte gewiss schaffen, so gut wie der Christian Hänni, der bei Kirchenpfleger Strassers Knecht war und der trotz seiner Jugend schon sieben Franken Wochenlohn verdiente. Er sagte, wenn er gern von der Steig weggehe und zwanzig oder dreissig, oder gar vierzig Stunden weit laufe, so seien dort auch wieder Dörfer und Höfe, und wenn man das Schaffen als ein Vergnügen nehme, so komme man durch die Welt wie ein Herrgöttli.

Wenn ich einmal so weit war, wie der Hänni, dann tat ich es freilich mit dem Reisen nicht unter vierzig Stunden! Ob ich es dann nicht auch so gut wie der Johann Strecker zu einem Höflein und acht Kühen bringen würde? Und vielleicht rackerte ich mir ein Geld zusammen und probierte es doch noch mit der Malerei ... Dieser Plan musste freilich nur als ein blasser Schatten ganz zu hinterst in meinem erträumten Zukunftsgärtchen stehen, fast ein wenig verachtet. In der Schule hatte mich sogar Jaköbli Stocker im Zeichnen überholt; auch Hans Kinsperger hatte letzthin eine viel schwerere Vorlage bekommen als ich. Und der Schneider Wui sagte ganz offen im Dorfe aus, punkto Kunst sei es jetzt verriebe bei mir. An ihm habe es nicht gefehlt, doch habe sich halt bei mir das Genie zu früh überschlagen.